

Einleitung
Frauen in der kognitiven und institutionellen
Tradition der Soziologie

von *Claudia Honegger und Theresa Wobbe*

Als Germaine de Staël im Jahre 1800 konstatierte: „Das Leben der Frauen in der Gesellschaft ist noch ungewiß“, dachte sie vor allem an den prekären Status außergewöhnlicher Frauen. Für die Zukunft hoffte sie auf ein aufklärerisches Bildungsprogramm und gleichzeitig auf eine wissenschaftliche Analyse, die auch das Leben und den Ort der Frauen in der Gesellschaft umreißen würde. Sie bezeichnete ihre Überlegungen nicht als „Soziologie“. Auguste Comte, der Namenspate der Soziologie, war gerade zwei Jahre alt geworden, und die Disziplin steckte nicht einmal in ihren Kinderschuhen. Dennoch finden sich bei Germaine de Staël zahlreiche Fragestellungen und Problemwürfe, die sich später zum soziologischen Programm verdichten sollten, so etwa die Überzeugung, daß die Politik zur Wissenschaft werden müsse.

Germaine de Staël-Holstein (1764–1817) hatte selbst die Zeit der großen politischen, sozialen und kulturellen Umbrüche erlebt und dieser Übergangszeit wie kaum eine andere Frau ihren Stempel aufgedrückt. Aufgewachsen unter dem Ancien régime als einzige Tochter des Genfer Bankiers und französischen Finanzministers Jacques Necker hat sie die Revolution unterstützt und später den Terror verurteilt. Als Liberale, Salon dame und Schriftstellerin war sie eine der zentralen Figuren der Ersten Republik und wurde im Kaiserreich als von Napoleon aus Paris Verbannte berühmt und berüchtigt in ganz Europa. Sie war eine Romancière, eine politische Schriftstellerin und eine einflußreiche öffentliche Figur.¹ Sie war auch eine Soziologin *avant la lettre*.

„De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales”,² veröffentlicht 1800, abgeschlossen bereits vor dem 18. Brumaire, ist vielleicht die erste genuin kultursoziologische Studie. Darin wird die Literatur nicht rein ästhetisch, sondern in ihrer Wechselwirkung mit institutionellen Regelungen in Politik, Gesellschaft und Kultur analysiert, „in ihren Verhältnissen mit den gesellschaftlichen Einrichtungen und dem Geiste der Zeit“ – wie der Untertitel in der deutschen Übersetzung lautete. Ausgehend von der sozialen Ortlosigkeit der schreibenden ‚Ausnahmeweiber‘ hat Germaine de Staël auch allgemein die Lage der Frauen an der Wende zum 19. Jahrhundert thematisiert:

„Ich glaube, es wird eine Zeit kommen, in der weise Gesetzgeber sich ernsthaft der Frage widmen werden, welche Erziehung Frauen zuteil werden soll, welche bürgerlichen Rechte Frauen schützen sollen, wieviel Pflicht ihnen abverlangt und wieviel Lebensglück ihnen zugesichert werden soll. Doch beim heutigen Stand der Dinge haben sie in ihrer Mehrheit weder in der Ordnung der Natur noch in der Ordnung der Gesellschaft einen Platz.“³

Unter leidenschaftlichem Bezug auf eine angeblich positive Wissenschaft von der Natur hat dann Auguste Comte, vor allem in seinen späten Schriften, dem Ort der Frauen in der Gesellschaft enge Grenzen gesetzt. Die Moralphysiologie der medizinischen Fraktion der ‚Ideologen‘ lieferte ihm das Fundament für die theoretische Verbannung der Frauen in Familie und natürliche Sittlichkeit. Die Frage nach der sozialen Bestimmung der Frauen in der modernen Gesellschaft ist für Comte „eine der fundamentalsten Fragen der Soziologie“, eine Frage, die unmittelbar „die wichtigste elementare Basis jeder echten sozialen Hierarchie“ betrifft. Und er hat diese Frage eindeutig beantwortet: Für ihn ist die gesellschaftliche Abhängigkeit, die soziale Unterwerfung der Frauen notwendigerweise unabhängig von Raum und Zeit, da sie auf einem Naturgesetz, der naturgegebenen Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechts, beruht. Und die wahrhaft positiven Philosophen wissen, daß ihr systematischer Einfluß sich darauf beschränken muß, die Wirkungsweise der Naturgesetze weise zu modifizieren, ohne jemals daran zu denken, ihren fundamentalen Charakter zu ändern.⁴

Der junge Comte, Schüler und Sekretär Saint-Simons (welcher seinerseits Germaine verehrt und erfolglos um ihre Hand angehalten hatte), ließ sich noch von Madame de Staëls 1818 posthum veröffentlichten „Überlegungen über die wichtigsten Ereignisse der Französischen Revolution“⁵ zu seinem ersten Artikel anregen. Er lobte ihre politischen Analysen in den höchsten Tönen, nannte sie eine „wirklich außergewöhnliche Frau“, „viel herausragender“ als ihr Liebhaber Benjamin Constant, und verglich in den kurzen guten ersten Tagen seiner Ehe Caroline Massin mit ihr. Doch schon wenige Jahre später sah er in der außergewöhnlichen Überlegenheit einer de Staël nur noch die Anomalie, betonte das Unschickliche und Ungebührliche einer solchen weiblichen Position mit ihren unpassenden bis unbequemen Folgen für die Männer.⁶

Viele szientistische Träume hat Comte mit Germaine de Staël geteilt, die einst spekulierte: „Warum sollte es nicht eines Tages möglich sein, Tabellen zusammenzustellen, die, auf statistischen Ergebnissen, auf positiven, für jedes einzelne Land gesammelten Tatsachen beruhend, die Antwort auf alle Fragen politischer Natur enthalten?“⁷ Und auch die Hochachtung vor den Naturwissenschaften war beiden gemeinsam. Comte fand die Grundlagen für seine Weiblichkeitstheorie und damit für die soziologische Statik in der Physiologie: Die Phrenologie Galls und Spurzheims sowie der Traktat des Arztes Pierre Roussel aus Montpellier hätten das allgemeine Naturgesetz von der Überlegenheit des männlichen Geschlechts erwiesen, welches daher auch alle soziologischen Spekulationen leiten müsse. Da der Organismus wichtiger sei als das Milieu, müsse sich auch die soziologische Reflexion daran halten.⁸

Auch Germaine de Staël, die mit vielen der Ideologen befreundet oder bekannt war, hat den Entdeckungen Galls Tribut gezollt. Vieles dürfte irgendwie von der Struktur des Gehirns abhängen, davon war sie überzeugt.

„Aber der Irrtum würde in dem Moment anfangen, in dem man der Struktur des Gehirns einen Einfluß auf die sittlich-moralischen Eigenschaften einräumen möchte, denn der Wille ist vollkommen unabhängig von den physischen Fähigkeiten. In der rein geistigen Handlung des Willens besteht

das Bewußtsein, und das Bewußtsein ist befreit von der körperlichen Organisation und soll es sein.“⁹

Damit setzte Madame de Staël in „De l'Allemagne“, einer ebenfalls über weite Strecken erstaunlich soziologischen Studie, belehrt von Kant, einen klaren Kontrast zum moral-physiologischen Programm,¹⁰ dem Saint-Simon und Comte und nach ihnen Durkheim beinahe blindlings nachfolgten.

Sie hatte damit eine Frage angerissen, über die im 19. und 20. Jahrhundert noch lange debattiert werden sollte. Das Verhältnis der Frauen zur modernen Gesellschaft ist äußerst verwickelt, das erkannten Theoretiker und Theoretikerinnen des Sozialen gleichermaßen. Während viele weiterhin an einer biologistischen Fundierung festhielten, ging Georg Simmel Ende des 19. Jahrhunderts dazu über, den Unterschied der Geschlechter aus ihrem unterschiedlichen und ungleichen Verhältnis zur sozialen und kulturellen Differenzierung zu erschließen und damit die Geschlechterdifferenz in einer soziologischen Problemperspektive zu formulieren.¹¹ Die Kontroverse über das Geschlechterverhältnis in der Moderne beinhaltet auch die Frage nach dem Individualisierungspfad von Frauen und Männern und nach der sozialen Ordnung. Das freilich sind Themen, die gewissermaßen das Zentrum soziologischer Problemstellungen ausmachen.

Denkerinnen, die der Soziologie zugerechnet werden können, haben sich diesen Problemen gestellt und nach eigenen Antworten gesucht. Einige betonten im Anschluß an das aufklärerische Programm die weibliche Bildungsfähigkeit oder die Partizipation an der Politik, andere erhofften die soziale Integration von einer gleichberechtigten Teilnahme an der Kultur oder an der Arbeitswelt. Mit Germaine de Staël teilten sie das Interesse an den sozialen und kulturellen Möglichkeiten weiblicher Existenz in der modernen Gesellschaft.

Die Frauen, die in diesem Band vorgestellt werden, haben im soziologischen Labor des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts über das Verhältnis von Modernität und Weiblichkeit, von Theorie und Praxis, von Sozialstruktur und Kultur nachgedacht. Es verbindet sie eine weitere Gemeinsamkeit: Sie

alle machten ihre intellektuelle oder wissenschaftliche Tätigkeit zu einem wichtigen oder gar zum wichtigsten Teil ihres Lebens. Das war im 19. Jahrhundert ungewöhnlich und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein keineswegs eine kulturelle Selbstverständlichkeit. Erst allmählich entstanden soziale Organisationen und kulturelle Institutionen, die eine Professionalisierung der intellektuellen und wissenschaftlichen Arbeit von Frauen ermöglichten und erleichterten.

Die in diesem Band versammelten Frauen sind für uns heute vor allem aus zwei Gründen interessant. Zum einen nehmen wir sie als historische Figuren wahr, die an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit angefangen haben, sich mit Fragen der sozialen Ordnung zu beschäftigen. Dieses Interesse rückt die kollektiven Möglichkeiten von Frauen in den Mittelpunkt, die wissenschaftliche Tätigkeit überhaupt zu einem wichtigen Teil ihres Lebens oder gar zum Beruf machen zu können. Die Bedingungen dieser Möglichkeiten lassen sich historisch rekonstruieren, und die Ergebnisse neuerer Forschungen entschlüsseln auf beeindruckende Weise die vielfältigen sozialen Implikationen der Vergabe des Wissens.¹² Zum anderen interessieren diese Frauen als Pionierinnen von Sozialtheorie und empirischer Sozialforschung im Kontext der Geschichte der Soziologie. Sie befaßten sich mit Problemstellungen, die in der kognitiven Entwicklung des Faches relevant waren und in der gegenwärtigen Soziologie keineswegs aus der Mode gekommen sind, und sind insofern von Bedeutung für die kognitiven Traditionen der Soziologie. Der vorliegende Band möchte diesen verborgenen Teil der Geschichte des Faches erhellen und den Ort von Frauen in der frühen Soziologie umreißen.

Die Selbstthematisierung der Soziologie

Die Institutionalisierung eines Faches trägt zu einer Stabilisierung bei und ermöglicht die Ausbildung einer Identität. Dadurch wird der kognitive und soziale Ort im Feld der Dis-

ziplinen bestimmt. Zugleich enthält jede Institutionalisierung als Verfestigung von Handlungsorientierungen eine selektive Dimension: Bestimmte Traditionen werden aufgegriffen, während andere ins Abseits geraten. Auf der Suche nach den frühen soziologischen Denkerinnen sind wir auf historische Konstellationen und Wissensstränge gestoßen, die in späteren Selbstbeschreibungen des Faches nicht mehr auftauchen oder in der Absetzung vom jeweils gegenwärtig Erreichten als Negativfolie fungieren.

Der Streit um die Auslegung der Wahrheit, die „Konkurrenz im Gebiete des Geistigen“ (Karl Mannheim), gehört zum sozialen Kosmos der Wissenschaften.¹³ Denn die Moderne zeichnet sich durch eine Pluralisierung und Demokratisierung des Wissens aus. Die zunehmende Verfügbarkeit des Wissens für potentiell immer mehr Gruppen und damit immer mehr Perspektiven erhöhen die Wahrscheinlichkeit der Differenzierung und die Notwendigkeit der Kontrolle. Die Selbstbeschreibung eines Faches hängt vom Stand der aktuellen Sachfragen ab; diese Perspektive bestimmt die Aktualisierung der Vergangenheit.

Die Selbstthematization der Soziologie hat sich in den letzten drei Jahrzehnten erheblich erweitert. Inzwischen liegt eine breite Palette von disziplin- und theoriegeschichtlichen Rekonstruktionen vor, wobei Verschiebungen in den Perspektiven nicht zu übersehen sind. Diese reichen von einer „soziologischen ‚Stammesgeschichte‘“¹⁴ über die Darstellung der akademischen Linien des Faches¹⁵ und der soziologischen Emigration¹⁶ bis zur Soziologie in Europa.¹⁷ Studien zur historischen, sozialen und kognitiven Identität der Soziologie gehen von Fragestellungen der Wissenschaftsforschung und Wissenssoziologie aus und sind auf die Spezifik soziologischer Orientierungen bezogen.¹⁸

Das Spektrum dieser Arbeiten wird vor dem Hintergrund der Veränderungen in der Wissenschaftsforschung und auch in der Soziologie verständlich. Robert K. Merton hatte zwar bereits in den dreißiger und vierziger Jahren sein soziologisches Programm der Wissenschaftsforschung entwickelt: Die Wissenschaft sollte vor allem in einer institutionellen Perspektive

auf ihre Funktions- und Leistungserfüllung hin untersucht werden.¹⁹ Doch erst nach den Arbeiten von Thomas Kuhn konnte sich die Wissenschaftsforschung definitiv nicht mehr am kumulativen Modell des Fortschritts orientieren, sondern wurde zunehmend auf Brüche und Diskontinuitäten aufmerksam. Im Unterschied zur klassischen Wissenschaftssoziologie entstand in den siebziger Jahren zudem eine neue Richtung, die als *Sociology of Scientific Knowledge* das Wissen selbst in den Mittelpunkt ihres Forschungsprogramms stellte.²⁰ In den Blick geriet nun neben dem institutionellen Kontext auch der epistemische. Der Wandel der Soziologie und die veränderte Selbstthematizierung hängen außerdem mit der Erosion des Fortschrittsverständnisses im Fach zusammen. Die Selbstgewißheit der amerikanischen struktur-funktionalistischen Soziologie, die auch die Konstellationen im Nachkriegseuropa prägte, wurde in den 1960er Jahren durch theoretische Konkurrenz sowie durch die Politisierung der Sozialwissenschaften erschüttert. In Europa und Nordamerika betrat eine neue Generation die Bühne. Im Zuge dieses Umbruchs begannen Soziologinnen damit, die Tradition des Faches kritisch auf die Thematisierung des Geschlechterverhältnisses hin zu untersuchen und entwickelten in ihrer eigenen Arbeit neue Problemperspektiven.²¹ Diese Veränderungen hatten Folgen für die Selbstbeschreibung der Disziplin. Die theoretischen Angebote weiteten sich aus, die soziale Zusammensetzung wurde heterogener und die Art der Sachfragen wandelte sich. Damit konnten auch neue Fragen an die disziplinäre Vergangenheit gestellt werden.

Der vorliegende Band knüpft hier an und erweitert das Projekt der Selbstbeschreibung aufs neue. Zu den vielen Anfängen der Soziologie gehörten Frauen. Zuerst Autodidaktinnen, dann am Anfang des 20. Jahrhunderts in einigen Ländern bereits formal Qualifizierte, beschäftigten sie sich in soziologischer Perspektive mit Fragen der modernen Gesellschaft. Die biobibliographischen Essays stellen neun dieser Frauen aus Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Österreich und den USA vor. Sie schildern ihre Wege zum soziologischen Denken,

den institutionellen und politischen Kontext ihrer Arbeit sowie die intellektuelle Bedeutung ihres Werks. Zudem wird der Versuch unternommen, die Mechanismen des Vergessens oder Abdrängens dieser Frauen aus dem akademischen Kanon zu erklären.

Einige dieser Frauen, vor allem die frühen Sozialtheoretikerinnen, könnten durchaus zu Klassikerinnen der Soziologie gemacht werden, also – wie es recht gefühlvoll bei Dirk Käsler heißt – zu „Symbolfiguren, die aufgerichtet werden, um sich selbst und anderen zu demonstrieren: ‚Hier wird Soziologie betrieben!‘“ Denn sie könnten sehr wohl „die zentrale Funktion der Stiftung und Begründung von Identität“ erfüllen.²² Ihre Arbeiten können auch im Sinne von Niklas Luhmann als klassisch bezeichnet werden, da ihre Problemstellung „einen Aussagezusammenhang herstellt, der in dieser Form später nicht mehr möglich ist, aber als Desiderat oder als Problem fortlebt“.²³ Dies gilt etwa für Harriet Martineaus historisch vergleichenden Ansatz in den Bereichen von Religion, Politik, Kultur und häuslichem Leben, aber auch für den Versuch von Jenny P. d'Héricourt, die weibliche Erwerbsarbeit in die soziale Dynamik moderner Gesellschaften zu integrieren. Ebenso trifft dies auf Mathilde Vaertings Arbeiten zu, die höchst aktuelle Perspektiven auf die Verschränkung von Macht und Wissen eröffnen, oder auf Marianne Webers Arbeiten über kulturelle Muster weiblicher Vergesellschaftung. Die Beiträge von Marianne Weber, aber auch von Jane Addams, zur Frage von Individualität und Geschlechterdifferenz in der Moderne sind bislang im Kontext der soziologischen Klärungsversuche zur Individualisierung nicht zur Kenntnis genommen worden.²⁴ Und vom Methodenbuch der Harriet Martineau aus dem Jahre 1838 über die Sozialenquêtes von Beatrice Webb bis zur Marienthal-Studie und Marie Jahoda verläuft eine Linie empirischer Sozialforschung von Frauen, die durchaus klassisch ist.²⁵

Eine vergessene Tradition

Unsere Exkursionen in eine vergessene Tradition erstrecken sich auf das 19. und beginnende 20. Jahrhundert, als die soziologischen Problemstellungen entwickelt wurden und eine disziplinäre Gestalt des Faches sich herauszubilden begann. Sie setzen also mit einer Zeit ein, die sich als proto-professionelle Phase bezeichnen läßt. Der unterschiedliche Zugang von Frauen und Männern zum Wissenschaftssystem war für die Herausbildung der kognitiven wie der institutionellen Traditionen der Soziologie von größter Bedeutung. So haben die Soziologinnen andere Qualifizierungswege und Karrieremuster aufzuweisen als die männlichen Soziologen. Sie waren zudem oft anderen oder zusätzlichen Deutungstraditionen verpflichtet und in anderen, meist weiblichen Beziehungsnetzen verankert. Allerdings lassen sich auch für die Gruppe der Frauen Unterschiede ausmachen, die hinsichtlich der kollektiven Möglichkeiten von Wissensaneignung und Wissensumsetzung ins Gewicht fallen. Denn der Zugang zu Bildungseinrichtungen, der jeweilige Entwicklungsgrad der Soziologie und politische Konstellationen sind wichtige unterscheidende Faktoren. Vor diesem Hintergrund kann von verschiedenen Generationen gesprochen werden.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die Sozialwissenschaften noch keinen signifikanten Grad disziplinärer Ausdifferenzierung erreicht haben, treffen wir auf Frauen, die ohne formale Qualifikation soziologisch denken und forschen.²⁶ Geprägt durch die Zäsur der Französischen Revolution arbeiten Harriet Martineau (1802–1876) und Jenny P. d'Héricourt (1809–1875) als Pionierinnen auf dem Gebiet der Soziologie. Beide sind sie ‚gelehrte Frauen‘, kombinieren unterschiedliche Ausbildungen miteinander und bewegen sich in verschiedenen Wissensfeldern. Die Schriften, die sie uns hinterlassen haben, zeugen von einem kühnen Denken, das quer zu wissenschaftlichen Kulturen und gesicherten Disziplinengrenzen steht.

Harriet Martineau erhielt gemeinsam mit ihren Brüdern eine sorgfältige private Grundausbildung, konnte jedoch nicht wie diese die Universität besuchen, sondern mußte sich zu Hause selber weiterbilden. Als Schriftstellerin erzielte sie mit ihren populärwissenschaftlichen „Illustrations of Political Economy“ einen der größten Bucherfolge des 19. Jahrhunderts. Und ihre Bearbeitung des „Cours de philosophie positive“ von Auguste Comte war so konzis, daß dieser Text zur klassischen Vorlage und wieder ins Französische zurückübersetzt wurde. Wie ihr berühmter Zeitgenosse Alexis de Tocqueville reiste sie in den 1830er Jahren in die Vereinigten Staaten; anschließend veröffentlichte sie „Society in America“ in zwei Bänden. Dieses Buch, das ursprünglich den Titel „Theorie und Praxis in Amerika“ tragen sollte, ist eine historisch-vergleichende Studie über die Spannungen zwischen kulturellen Werten, institutionalisierten Möglichkeiten und alltäglichem Verhalten. Das Amerika-Buch von Harriet Martineau, ein lange mißachteter Klassiker der Soziologie, kombiniert die Makroperspektive mit Mikroanalysen, sozialstrukturelle Datenerhebung mit Befragung und teilnehmender Beobachtung. Es ist zudem ein glänzendes Beispiel für die literarischen Qualitäten und das kritische Potential dieser frühen Sozialforschung.²⁷ Martineau hat nicht nur äußerst selbstbewußt die Notwendigkeit einer eigenständigen Wissenschaft von der Gesellschaft propagiert, sondern mit „How to Observe Morals and Manners“ von 1838 auch das erste Methodenbuch der Sozialwissenschaften vorgelegt – fünfzig Jahre vor Emile Durkheims „Die Regeln der soziologischen Methode“.²⁸

Martineau hat sich eher indirekt von Comte abgesetzt, indem sie immer wieder der gesellschaftlichen und häuslichen Stellung der Frauen sowie der Diskrepanz zwischen Gleichheitstheorien und praktizierten Ungleichheiten einen prominenten Platz einräumte. Jenny P. d’Héricourt hingegen hat den Namensvater der Soziologie frontal attackiert. Sie kritisierte nicht nur die einseitig biologistische Fundierung seiner „sozialen Statik“, sondern warf ihm auch vor, an den sozialen Tatsachen vorbei zu theoretisieren. Für d’Héricourt schien

evident, daß die Frauen längst an der arbeitsteiligen industriellen Gesellschaft partizipierten, daß die soziale Frage und die Frauenfrage zusammengehörten. Jede Theorie der Gesellschaft hatte von dieser Faktizität auszugehen, hatte die Widersprüche zwischen Verpflichtungen und Berechtigungen aufzudecken und nicht – wie bei Comte – außergesellschaftliche Tempel für „häusliche Priesterinnen“ zu errichten.

Jenny P. d’Héricourt, auch sie eine Autodidaktin in Philosophie und Naturwissenschaften, hat als Lehrerin und als Hebamme gearbeitet, zudem Romane veröffentlicht und politische Pamphlete verfaßt. Sie war – nach Germaine de Staël – eine der ganz wenigen Frauen, welche die drei Kulturen der Literatur, der Naturwissenschaften und der Soziologie in einem einheitlichen geistigen Habitus zu vereinen trachteten.²⁹ Dies mag erklären, weshalb sie sich weder blenden noch abschrecken ließ von wissenschaftlicher Prominenz und akademisch lizenziertem Wissen. Gnadenlos zerpflückte sie die naturwissenschaftlichen Prämissen der Geschlechtersociologie Comtes wie derjenigen Proudhons. Sie mokierte sich über den unsäglichen Stil des „Catéchisme positiviste“ und entwarf im Gegenzug eine „praktische Soziologie“ unter Berücksichtigung der Rechte und Pflichten der Frauen *in* der Gesellschaft.³⁰

D’Héricourt wird hier erstmals in den Kontext der soziologischen Tradition gestellt, in den sie unseres Erachtens gehört. Bislang ist sie höchstens im Rahmen von historischen Studien zum Feminismus in Frankreich und da auch eher am Rande zur Kenntnis genommen worden.³¹ Ihr 1860 erschienenes zweibändiges Hauptwerk, „La femme affranchie“ (Die befreite, die freigelassene Frau), bleibt ein aktueller Text, weil die darin enthaltene Problemstellung einer den modernen industriellen Verhältnissen angemessenen Regelung der Rechte und Pflichten in Erwerbsarbeit und Elternschaft auch in den modernisierten postindustriellen Gesellschaften kurz vor dem Jahr 2000 noch immer virulent ist.³²

Die nächste Generation wurde in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein geboren und erhielt ihre kulturelle

Prägung in einer veränderten geistigen und sozialen Umwelt. Beatrice Webb (1858–1943) sprach rückblickend von zwei Idolen, die ihre Generation nachhaltig beeinflusst hätten: die Wissenschaftsgläubigkeit und der Dienst an der Menschheit. Über die „Wissenschaftsreligion“ notierte sie in ihrer Autobiographie: „Ihr Gott war das Unerkennbare und Herbert Spencer ihr Prophet. Mochte auch das Gebet abgeschafft werden, die Anbetung blieb.“³³ Damit ist der Geist umschrieben, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die soziale Frage in den Horizont wissenschaftlicher Zurechnung brachte. Das Pathos der Machbarkeit, die Verschiebung der Grenzen des Unbestimmbaren, verliehen diesen Bestrebungen ihren spezifischen Akzent. Die entstehende Sozialforschung, der die Generation der nach 1850 Geborenen zugerechnet werden kann, hat hier ihren historischen und politischen Ort.³⁴

Die Frauen dieser zweiten Generation waren Mitbegründerinnen der empirischen Sozialforschung, zumeist Autodidaktinnen, die über keine formale Ausbildung verfügten. Beatrice Webb, die den im 19. Jahrhundert für Frauen typischen Weg von der Philanthropie zur Sozialforschung ging, beschloß als junge Frau, alle ihre freie Energie darauf zu verwenden, sich „Ausbildung und Gegenstand der angewandten Soziologie anzueignen“, um „Forschung zum Aufbau und zur Wirkungsweise sozialer Organisationen im Hinblick auf mögliche Verbesserungen der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Menschen“ betreiben zu können.³⁵ Sie publizierte bereits 1887 ihre erste Untersuchung im Rahmen der Sozialenquôte „Life and Labour of the People in London“. Mit ihrem Ehemann Sidney Webb gründete sie 1895 die London School of Economics, und zeit ihres Lebens beschäftigte sie sich mit der Frage, „ob das Studium der sozialen Institutionen so unparteiisch betrieben werden konnte, wie das Studium von Flora und Fauna“.³⁶

Wie Beatrice Webb, die 1926 die Ehrendoktorwürde der Universität München erhielt, verband auch die amerikanische Sozialforscherin, Pazifistin und spätere Trägerin des Friedensnobelpreises Jane Addams (1860–1935) ihre Arbeit mit politi-

schem Engagement. Durch das von ihr in Chicago gegründete Hull House, in dem unter anderem Florence Kelley, Edith Abbott, John Dewey und George Herbert Mead mitarbeiteten, schuf Jane Addams ein Zentrum der *Settlement*-Bewegung und der sozialen Arbeit und nicht zuletzt ein Laboratorium der entstehenden Soziologie.³⁷ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, im Rahmen der Progressive Era, wurde sie zu einer nationalen Größe dieser sozialen und demokratischen Phase.

Das soziologische Denken von Jane Addams war entscheidend durch die romantische Tradition geprägt und durch die religiösen und liberalen Wurzeln der Frauenbewegung. Zur entstehenden akademischen Soziologie an der Universität von Chicago hatte Addams dagegen eher ein zwiespältiges Verhältnis. In ihrem Konzept einer verstehenden Soziologie stand der relationale und kontextbezogene Aspekt von Wissen im Mittelpunkt. Damit erhielt auch die Praxis der Sozialarbeit eine Bedeutung gegenüber der Theorie, die ihr von der akademischen Soziologie nicht zugebilligt werden konnte. Addams betrachtete das am naturwissenschaftlichen Verfahren orientierte Wissen kritisch, und so teilte sie auch nicht die von Beatrice Webb beschriebene Wissenschaftsgläubigkeit. Bei Addams lag der Akzent auf einem hermeneutischen Wissensansatz oder einem kulturwissenschaftlichen Verständnis und auf einer „gesellschaftsbezogenen Perspektive“. Mit den Worten von George Herbert Mead:

„Es handelt sich dabei nicht um die Notwendigkeit einer Deduktion, sondern um die der unmittelbaren Wirklichkeit. (...) Sie ist Ausdruck der aufklärten sozialen Intelligenz in verständnisvollem Kontakt mit Männern, Frauen und Kindern, deren Realität um so eindrucksvoller ist, als unser Blick auf sie durch ökonomische und politische Abstraktionen verstellt gewesen ist.“³⁸

Addams' Vorstellungen über partizipierende Sozialforschung und teilnehmende Beobachtung trafen sich dann wieder mit denen von Beatrice Webb. Denn trotz unterschiedlicher Konzeptionen von Sozialwissenschaft standen für beide die Erfahrungen des alltäglichen Lebens im Mittelpunkt und bildeten den Ausgangspunkt der Forschung. Allgemein sollte

die Sozialforschung praktischen Zwecken dienen und nicht Theorie um ihrer selbst willen betrieben werden. Und was Beatrice Webb an der Arbeitsweise des unglücklichen Spencer monierte, hätte wohl auch Jane Addams unterschrieben: „Er sitzt allein in der Mitte seines Theorienetzes, fängt Tatsachen ein und webt sie wieder zu Theorien zusammen.“³⁹

Marianne Weber (1870–1954) gehört wie Jane Addams und Beatrice Webb zu den Frauen der zweiten Generation, die keine formalen Bildungspatente erwarben und sich doch durch soziologische Arbeiten exponierten. Diese Generation steht im Spannungsfeld von Sozialpolitik, Sozialforschung und Frauenbewegung. Selbst wenn Beatrice Webb ihre Reserve gegenüber dem Feminismus beibehielt, agierte sie dennoch in diesem Bezugsrahmen und setzte sich mit ihm auseinander. Addams und Weber dagegen waren frauenpolitisch aktiv, und ihre soziologischen Überlegungen sind davon geprägt. Als Marianne Weber 1924 die Ehrendoktorwürde der Universität Heidelberg erhielt, wurde diese Auszeichnung sowohl mit ihren Verdiensten um die Werke ihres Mannes begründet als auch mit ihren eigenen Arbeiten auf dem Gebiet des Eherechts.

Zwischen Jane Addams und Marianne Weber lassen sich trotz verschiedener nationaler Traditionen Parallelen hinsichtlich ihres soziologischen Denkens entdecken. Vor dem Hintergrund eines Diskurses der Frauenbewegung, der am häuslichen Bereich ansetzte, beschäftigten sich beide mit der kulturellen Bedeutung des sozialstrukturellen Wandels. Dabei interessierten sie sich für die kulturellen Muster weiblicher Vergesellschaftung. Sie betonten die sozialintegrative Funktion der Frauen in der differenzierten modernen Gesellschaft. Das Motiv der Vermittlung und Übersetzung prägte – gewiß in unterschiedlichen intellektuellen und kulturellen Traditionen – ihr Denken. Schließlich haben sie in ihrem kulturwissenschaftlich-hermeneutischen Ansatz eine gewisse Affinität.

Alle bisher Genannten haben nicht studiert und keine formalen Bildungsabschlüsse erworben. Aus der nächsten Gruppe, die erstmals den Zugang zu akademischen Positionen an der Universität erwarb, ging die erste Generation von So-

ziologinnen hervor, die einen professionellen Weg einschlagen konnte.⁴⁰ Für Deutschland läßt sich das Profil dieser Gruppe präzisieren. Im Sinne Karl Mannheims bildeten diese Wissenschaftlerinnen eine Generation, weil ihr Weg in die akademische Ausbildung und Lehre vor einem gemeinsamen Hintergrund stattfand.⁴¹ Über Umwege erwarben sie die Zulassung zum Studium. Der Erste Weltkrieg stellte dabei einen wichtigen Einschnitt dar, und der Wechsel des politischen Systems zur Republik öffnete ihnen formalrechtlich den unbeschränkten Zugang zur Laufbahn einer Hochschullehrerin. Auch die Erfahrungen im wissenschaftlichen Beruf und die Weise des Umgangs damit prägten den Zusammenhang dieser Generation. Das Fehlen von kollektiver Berufserfahrung⁴² in der Alma mater sowie der Mangel an weiblichen Vorbildern für professionelle Rollen und berufliche Handlungsstrategien stellten eine gemeinsame Erfahrung dar.

Auf diese ‚Ausnahmepersönlichkeiten‘, die mit viel Ausdauer und Zähigkeit den Weg zum Beruf der Wissenschaft durchsetzten, trifft die Beschreibung der „heroischen Kämpferin“ zu, die Marianne Weber in ihren Überlegungen zum „Typenwandel der studierenden Frau“ entworfen hat.⁴³ Diese Wissenschaftlerinnen waren von dem Bewußtsein bestimmt, zu den ersten zu gehören, denen sich die Pforten eines akademischen Berufs öffneten. Die meisten von ihnen hatten in der Frauenbewegung des Wilhelminischen Deutschlands ihre entscheidenden politischen Impulse erhalten. Zu dieser Prägung gehörte, daß sie sich gegebenenfalls als Einzelkämpferinnen durchzusetzen hatten, wenn sie etwas erreichen wollten. Als Typ der „streitbaren Jungfräulichkeit“ (Marianne Weber) hatten sie aus dieser Erfahrung moralische Stärke und kreative Willenskraft gewonnen. Die Freundschaften und Netzwerke zwischen Frauen dieser Generation – so zeigt sich auch international – hatten wiederum Formen der sozialen Anerkennung und der Solidarität außerhalb einer familiären Einbindung ermöglicht.⁴⁴

Aus dieser Generation, die ihren beruflichen Weg einschlug, als sich die Soziologie zur akademischen Profession formierte, haben wir zwei deutsche Wissenschaftlerinnen für diesen Band

ausgewählt. Beide erhielten im Zuge der Reformen der höheren und beruflichen Bildung während der Weimarer Republik Positionen als Hochschul- bzw. Fachhochschulprofessorinnen, und für beide endete die berufliche Laufbahn abrupt mit dem politischen Systemwechsel im Jahre 1933.

Frieda Wunderlich (1884–1965), eine Schülerin von Franz Oppenheimer, verband als Nationalökonomin in ihren Arbeiten Fragen der theoretischen Ökonomie mit Sozialpolitik. Als Expertin für Sozialpolitik war sie an Gesetzesformulierungen während der Weimarer Republik beteiligt. Frieda Wunderlich engagierte sich in der Frauenbewegung und in der Parteipolitik; außerdem war sie eine der wichtigen Figuren der Weimarer Sozialreform. Ähnlich wie Beatrice Webb und Jane Addams war sie davon überzeugt, daß die Sozialforschung einen entscheidenden Beitrag zur Sozialreform zu leisten habe. Im Jahre 1930 erhielt sie am Berufspädagogischen Institut in Berlin eine Professur für Soziologie.

Mathilde Vaerting (1884–1977), eine der beiden ersten Frauen, die als Professorinnen an eine deutsche Universität berufen wurden, bewegte sich in anderen Kontexten als Frieda Wunderlich und verkörperte einen anderen Stil. Mathilde Vaerting, seit 1923 Ordinaria für Erziehungswissenschaften an der Universität Jena, verfaßte zunächst zwei Werke zur Geschlechterpsychologie und arbeitete dann an einer Soziologie der Macht. Ausgehend von der Ungleichheit der Geschlechter beschäftigte sie sich mit den Asymmetrien zwischen den Generationen, den Klassen und Ethnien. Das Innovative ihrer Arbeiten besteht darin, die soziale Konstruktion von Unterschieden betont und – lange vor Foucault – den Nachdruck auf die Produktivität und Funktionalität der Macht für die Herstellung sozialer Ordnung gelegt zu haben. Mathilde Vaerting ist eine Grenzgängerin gewesen, die sich zwischen den Disziplinen bewegte. Die Entschiedenheit, mit der sie Annahmen über Macht und Herrschaft in Frage stellte, entsprach nicht immer den Vorstellungen herkömmlicher wissenschaftlicher Kommunikation. Die Problemperspektiven, die sie dabei entwickelte, sind freilich keineswegs veraltet.

Für Frieda Wunderlich wie für Mathilde Vaerting endete ihre Lehr- und Publikationstätigkeit 1933. Der Berliner Jüdin Frieda Wunderlich gelang die Emigration nach New York, wo sie gemeinsam mit zehn Kollegen zur Gründungsgruppe der University in Exile gehörte, die die Graduate Faculty der New School for Social Research aufbaute. Mathilde Vaerting, die 1933 aus politischen Gründen von der Universität entlassen wurde, blieb in Deutschland, hatte Publikationsverbot und konnte wegen des Ausreiseverbots auch keine Lehrtätigkeit im Ausland aufnehmen.

Auch hier bietet sich ein Vergleich mit Marianne Weber an. Diese besuchte zwar die Seminare der Kollegen ihres Mannes in Freiburg und verschaffte sich dadurch eine Grundlage für ihre rechtshistorischen und kultursoziologischen Arbeiten. Doch eine formale Ausbildung schloß sie nicht ab. Marianne Weber verfaßte ein rechtssoziologisches Grundlagenwerk zur Ehe und veröffentlichte verschiedene Arbeiten zu Mustern weiblicher Vergesellschaftung in der Moderne. Ein professionelles Profil – wie Wunderlich oder Vaerting – bildete sie nicht heraus. Sie verknüpfte frauenpolitisches Engagement, kultursoziologische Publizistik und bildungsbürgerliche Kommunikationsformen. Sie läßt sich als Typus der Intellektuellen beschreiben, wie er in bildungsbürgerlichen Kreisen nun auch für Frauen möglich wurde.⁴⁵ Frieda Wunderlich und Mathilde Vaerting hingegen verfügten über formale Bildungsabschlüsse und verfolgten einen wissenschaftlichen Berufsweg bis zur akademischen Lehrtätigkeit.

Dorothy Swaine Thomas (1899–1977) und Marie Jahoda (geb. 1907) zählen zur ersten Generation professioneller Soziologinnen. Dorothy Swaine studierte Statistik, Soziologie, Ökonomie und Anthropologie am Barnard College und promovierte mit 25 Jahren an der London School of Economics. Anschließend arbeitete sie zusammen mit William I. Thomas an „The Child in America“. 1935 heiratete sie W. I. Thomas, den berühmtesten noch lebenden Mitbegründer der Chicago-Soziologie. 1941 wurde sie Professorin für die Soziologie ländlicher Gebiete in Berkeley, sieben Jahre später wechselte sie auf

eine Professur an die Universität von Pennsylvania. Mitte der dreißiger Jahre war sie die einzige Frau in der „Sociological Research Association“, und 1952 wurde sie als erste Frau zur Präsidentin der „American Sociological Association“ gewählt. Swaine Thomas unterscheidet sich von den Frauen der Vorkriegsgeneration wie Jane Addams sowohl in ihrem wissenschaftlichen Interesse und konzeptionellen Verständnis als auch in ihrem persönlichen Habitus. Nicht soziale Ungleichheit, sondern soziale Ordnung bildet den Maßstab ihrer Arbeiten; nicht eine interpretative Soziologie, sondern ein neopositivistisches Verständnis und quantitative Methoden bestimmen ihre Agenda. Mit kurzen Haaren und Zigarettenspitze, elegant gekleidet, verheiratet und betont unhäuslich pflegte sie gekonnt einen modernen Stil, der meilenweit entfernt schien von den hausbackenen Attributen der meist ledig gebliebenen Frauen aus der Settlement-Bewegung. Swaine Thomas hat sich ganz der wissenschaftlichen Neutralität und Objektivität verschrieben. Mit ihren Studien zum *business cycle*, zur Demographie und zur amerikanischen Umsiedlungspolitik während des Zweiten Weltkrieges hat sie glänzend die Standards der Wissenschaft ihrer Zeit erfüllt.

In anderer Weise gilt dies gewiß auch für die 1907 in Wien geborene Marie Jahoda, die in den zwanziger Jahren bei Karl und Charlotte Bühler Psychologie studiert hatte. Mit Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel zählt sie zu den Verfassern der Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (1933), in der erstmalig die Auswirkungen struktureller Arbeitslosigkeit auf die Lebensführung der davon Betroffenen erforscht wurden. Für Jahoda ist die Erfahrung des Lebens in zwei Welten, nämlich im akademischen und im sozialdemokratischen Milieu, prägend gewesen. Ihr soziologisches Denken ist vom Austromarxismus und von dem empiristischen Geist des Wien der Zwischenkriegszeit bestimmt. Als Jüdin, Sozialdemokratin und engagierte Zeitgenossin sind ihre Biographie und ihre Karriere von den politischen Katastrophen gezeichnet. Die Emigration führt sie zunächst nach England, später in die USA und Ende der fünfziger Jahre wieder zurück nach England, wo sie Professur

ren für Sozialpsychologie zuerst am Brunel College und dann an der neu gegründeten Universität von Sussex innehatte.⁴⁶ Seit der Marienthal-Studie beschäftigte sie sich immer wieder mit der sozialen, kulturellen und psychischen Bedeutung von Erwerbsarbeit und verband in ihren Sozialreportagen Lebensnähe der Forschung, literarische Qualität und politische Aufklärung. Mit Marie Jahoda und ihrem Ansatz einer nicht-reduktionistischen Sozialpsychologie, die kulturellen Mustern einen zentralen Stellenwert einräumt, endet die vorliegende Anthologie.

Das Gedächtnis der Disziplin

Für diesen Band haben wir Frauen ausgewählt, die im 19. und 20. Jahrhundert spezifische soziologische Problemstellungen zum Gegenstand ihrer Überlegungen gemacht haben. Die thematischen Bezüge erstrecken sich von der Religion über die Moral bis zur Sozialpolitik und Demographie. Die Fragestellungen reichen von der Möglichkeit weiblicher Individualität und der sozialen Funktion der Arbeitsteilung bis zur Bedeutung der Kultur der Moderne für die Geschlechter. Selbstverständlich ist die Auswahl auch vom Forschungsstand bestimmt. So steht für die französische Soziologie der Jahrhundertwende die Entdeckung früher soziologischer Denkerinnen noch aus. Demgegenüber konnte für Großbritannien, für die Vereinigten Staaten und den deutschsprachigen Raum auf zahlreiche Forschungen zurückgegriffen werden.⁴⁷ Diese erlauben es, Motive und institutionelle Kontexte im Hinblick auf eine vergleichende Perspektive zumindest anzudeuten. Dorothy Swaine Thomas und Marie Jahoda sind z.B. interessante Fälle für einen Vergleich.

Die ersten soziologischen Denkerinnen haben zu einer Zeit geschrieben, als sich jene Antithesen zwischen Vergangenheit und Zukunft formierten, die Robert A. Nisbet als Kernideen der Soziologie bezeichnet hat.⁴⁸ Sie haben einen sozialen und kulturellen Wandel erlebt und beobachtet, der das Geschlech-

terverhältnis transformierte und nicht ohne Folgen für ihre eigene Position als Denkerinnen und Schriftstellerinnen war. Der historische und soziologische Ort ihrer Produktionen unterscheidet sie von den Gründern der Soziologie. Die Frauen, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit großem Enthusiasmus dem Studium der modernen Gesellschaft gewidmet haben, taten dies, bevor Institutionen für Wissenschaftlerinnen existierten. Denkerinnen wie Harriet Martineau und Jenny d'Héricourt wußten um ihre außerordentliche Position, die Marginalisierung und Innovation, Außenseitertum und Fremdheit bedeutete, und sie nutzten diese in einer Umwelt, die disziplinar noch gering differenziert war.

Beatrice Webb und Frieda Wunderlich, Marianne Weber, Jane Addams und Mathilde Vaerting bewegten sich demgegenüber in einem anderen Kontext. Die Teilnahmekancen der Frauen im Wissenschaftssystem veränderten sich erst langsam, doch der sozialpolitische Bereich wurde für Frauen zunehmend zum Labor ihrer Erfahrungen, Beobachtungen und ihres kollektiven Handelns. Viola Klein⁴⁹ hat diese Dynamik zwischen Sozialwissenschaft und sozialer Frage, aus der Frauen einen strategischen Vorteil ziehen konnten, folgendermaßen beschrieben: „Das humanitäre Interesse, welches den Ausgangspunkt der Sozialforschung bildete, und die praktische Sozialarbeit öffneten jene Hintertür, durch welche die Frauen ins öffentliche Leben schlüpfen konnten.“⁵⁰ Sozialreform, Frauenbewegung und Sozialforschung bildeten für diese Frauen eine besondere Konstellation, in der sie soziologische Fragestellungen entwickeln konnten.

Die Unterscheidung zwischen Tradition und Moderne, welche für die Herausbildung der Soziologie zentral war, kehrt in der Entwicklung des disziplinären Gedächtnisses wieder. Die Soziologie, die die Moderne als Delegitimierung von Tradition und als Legitimation von Veränderlichkeit bestimmt hat, legt ihre eigenen Grenzen immer wieder aufs neue fest. Hierbei lassen sich unschwer verschiedene Phasen ausmachen. In den vierziger und fünfziger Jahren erschienen beispielsweise in den Vereinigten Staaten nur zwei Veröffentlichungen über die Ge-

schichte der Soziologie. Dagegen gehörten Soziologiegeschichten, Übersetzungen von Klassikern und Sekundäranalysen in den sechziger Jahren zu den am schnellsten wachsenden Zweigen der amerikanischen Soziologie.⁵¹ In den achtziger Jahren entstanden unter feministischen Gesichtspunkten erste Arbeiten über frühe Soziologinnen wie Jane Addams und Charlotte Perkins Gilman. Und inzwischen werden theoriegeschichtliche Fragen an frühe Soziologinnen gestellt. Die jeweiligen Ortsbeschreibungen geben so Auskunft über den Stand der aktuellen Sachfragen und prägen den Bezug zur Vergangenheit. Seit den achtziger Jahren – so läßt sich vorläufig festhalten – ist der Status von Tradition und wissenschaftlichem Kanon aus verschiedenen Richtungen heftig zur Diskussion gestellt worden. Hierzu zählt neben Poststrukturalismus und Dekonstruktivismus auch die feministische Kritik.⁵²

Wie zu Beginn dieses Jahrhunderts spielt die Geschlechterthematik auch heute wieder eine nicht unerhebliche Rolle, wenn über die kulturelle Bedeutung und den Zwiespalt der späten Moderne nachgedacht wird. Mit dieser Verschiebung der kognitiven und sozialen Konstellationen verändert sich auch die Aufmerksamkeit für die disziplinäre Vergangenheit. Daß Frauen heute bei der Öffnung von Erkenntnisfeldern eine aktive Rolle spielen, gehört inzwischen zum Wissen der Profession. Dieser Band über soziologische Denkerinnen soll dieses Wissen festigen und das Gedächtnis der kognitiven Traditionen des Faches erweitern.

Anhang

Anmerkungen

Einleitung

Frauen in der kognitiven und institutionellen Tradition der Soziologie

von Claudia Honegger und Theresa Wobbe

- 1 Sie war auch eine große Liebende. Es ist vor allem der Nachhall ihrer vielen skandalumwitterten Affären, der die Jahrhunderte überdauert hat. Zur Biographie vgl. u. a. Zahn, Eine Frau kämpft gegen Napoleon; Herold, Madame de Staël. Herrin eines Jahrhunderts; Barudio, Madame de Staël und Benjamin Constant.
- 2 De Staël, De la littérature, dt.: Über Literatur.
- 3 De Staël, De la littérature.
- 4 Lettres inédites de John Stuart Mill à Auguste Comte, S. 245 ff.
- 5 De Staël, Considérations.
- 6 Vgl. zu Comte die hervorragende Biographie von Mary Pickering, Auguste Comte. An Intellectual Biography; zu Comte und Mme de Staël vgl. S. 133, 316 ff.
- 7 De Staël, De la littérature, Übers. C.H.
- 8 Comte an Mill, 14. November 1843, Lettres inédites, S. 275 ff. Roussel, Système physique et moral de la femme, dt.: Physiologie des weiblichen Geschlechts. Vgl. Honegger, Die Ordnung der Geschlechter; McLaren, Prehistory of the Social Sciences; Haines, The Inter-Relations between Social, Biological, and Medical Thought; Canguilhem, Auguste Comtes Philosophie der Biologie.
- 9 De Staël, De l'Allemagne, dt.: Deutschland.
- 10 Exemplarisch ausgeführt ist das moral-physiologische Programm bei Pierre-Jean-Georges Cabanis, Rapports du physique (dt.: Über die Verbindung des Physischen und Moralischen in dem Menschen).
- 11 Simmel, Über sociale Differenzierung; Simmel, Zur Psychologie der Frauen.
- 12 Vgl. Rossiter, Women Scientists in America; Huerkamp, Bildungsbürgerinnen; Bosch, Het Geslacht van de Wetenschap.
- 13 Mannheim, Die Bedeutung der Konkurrenz.

- 14 Vgl. Käsler, *Klassiker des soziologischen Denkens*, Bd. 1, S. 16.
- 15 Käsler, *Die frühe deutsche Soziologie*; Stöltzing, *Akademische Soziologie in der Weimarer Republik*; Lepsius, *Soziologie in Deutschland und Österreich*.
- 16 Srubar, *Exil, Wissenschaft, Identität*.
- 17 Nedelmann/ Sztompka, *Sociology in Europe*.
- 18 Die ersten immer noch beeindruckenden Studien dieser Art sind: Tiryakian, *The Phenomenon of Sociology*; Coser, *Masters of Sociological Thought*; vgl. auch Eisenstadt/Curelaru, *The Form of Sociology*; Eisenstadt, *Die soziologische Tradition*; Luhmann, *Wie ist soziale Ordnung möglich?*; Lepenies, *Geschichte der Soziologie*; Stehr/Meja, *Wissenssoziologie*.
- 19 Vgl. Merton, *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen*.
- 20 Zur Entwicklung dieser verschiedenen Richtungen in der Wissenschaftsforschung vgl. Heintz, *Wissenschaft im Kontext*.
- 21 In diesem Zusammenhang entstand der inzwischen als klassisch zu bezeichnende Sammelband „*The Feminist Papers. From Addams to de Beauvoir*“, hrsg. und eingeleitet von Alice S. Rossi; vgl. auch den beeindruckenden Band über die Generation der Berkeley-Soziologinnen: Orlans et al., *Gender and the Academic Experience*.
- 22 Käsler, *Klassiker des soziologischen Denkens*, S. 16.
- 23 Luhmann, *Arbeitsteilung und Moral*, S. 19.
- 24 Vgl. Wobbe, *Wahlverwandtschaften*.
- 25 Vgl. Bulmer, *The Social Survey*.
- 26 Vgl. McDonald, *The Women Founders of the Social Sciences*.
- 27 Martineau, *Society in America*; zum Amerika-Buch vgl. Lipset, *Harriet Martineau's America*; Hoecker-Drysdale, *Harriet Martineau*.
- 28 Martineau, *How to Observe Morals and Manners*. Durkheims „*Les Règles de la méthode sociologique*“ erschien erstmals 1894 als Artikel in der „*Revue Philosophique*“, 1895 als Buch.
- 29 Vgl. Lepenies, *Drei Kulturen*.
- 30 D'Héricourt, *Le Catéchisme Positiviste*.
- 31 Karen Offen kommt das große Verdienst zu, Jenny P. d'Héricourt wieder ausgegraben zu haben. Vgl. Offen, *A Nineteenth-Century French Feminist Rediscovered*.
- 32 D'Héricourt, *La femme*.
- 33 Webb, *My Apprenticeship*, dt.: *Meine Lehrjahre*, S. 133, vgl. auch S. 174 ff.
- 34 Bulmer, *The Social Survey*.
- 35 Webb, *Meine Lehrjahre*, S. 173 f.
- 36 Wolf Lepenies, *Einführung zu Webb, Meine Lehrjahre*, S. 16 (in diesem Band S. 109). Zur Methode der Sozialforschung vgl. Beatrice und Sidney Webb, *Methods of Social Study*. Zu den Webbs vgl. Wolf Lepenies, *Drei Kulturen*, S. 129 ff., und Lewis, *The Place of Social Investigation*.
- 37 Zu Jane Addams und zur Chicagoer Soziologie vgl. Deegan, *Jane Addams*; Fitzpatrick, *The Endless Crusade*; Kish Sklar, *Hull-House Maps*

- and Papers; Kish Sklar, Florence Kelley and the Nation's Work. Zum Verhältnis von sozialer Arbeit und Soziologie vgl. Meyer-Renschhausen, Soziologie, soziale Arbeit und Frauenbewegung.
- 38 Mead, Rezension von Jane Addams: *The Newer Ideals of Peace*, Bd. 2, S. 390.
- 39 Webb, *Meine Lehrjahre*, S. 71 f.
- 40 Zur ersten Generation von Soziologinnen in Deutschland vgl. Wobbe, *On the Horizons of a New Discipline*; Wobbe, *First Generation of Women Sociologists in Germany*; Wobbe, *Wahlverwandtschaften*. Zu den Soziologinnen im Kreis von Karl Mannheim und Norbert Elias vgl. Honegger, *Die bittersüße Freiheit*.
- 41 Mannheim, *Das Problem der Generationen*. Zum Konzept einer weiblichen Generation vgl. Reese, *Weibliche Generation in Deutschland*.
- 42 Reese, *Weibliche Generation in Deutschland*; vgl. auch Förder-Hoff, *Frauen in der Wissenschaft*.
- 43 Weber, *Vom Typenwandel der studierenden Frau*.
- 44 Zur Bedeutung von Netzwerken und Freundschaften zwischen Frauen dieser Generation vgl. noch immer den bahnbrechenden Aufsatz von Smith-Rosenberg, *The Female World of Love and Ritual*, dt.: *Meine innig geliebte Freundin!*; Cott, *The Grounding of Modern Feminism*; Gerhard/Klausmann/Wischermann, *Frauenfreundschaften*; Göttert, ... als würde die geheime Kraft der Erde; Vicinus, *Independent Women*; Bosch/Kloostermann, *Politics and Friendship*.
- 45 Vgl. Roth, *Marianne Weber und ihr Kreis*; Gilcher-Holtey, *Modelle moderner Weiblichkeit*.
- 46 Vgl. Fleck, *Einleitung*.
- 47 Spender, *Men's Studies Modified*; Goetting/Fenstermaker, *Individual Voices*; Mc Donald, *The Women Founders of the Social Sciences*; Deegan, *Women in Sociology*; Wobbe, *Wahlverwandtschaften*.
- 48 Nisbet, *The Sociological Tradition*; nach dem Begriff *unit ideas* von Lovejoy, *The Great Chain of Beings*, dt.: *Die große Kette der Wesen*.
- 49 Viola Klein studierte und promovierte bei Karl Mannheim mit einer wissenssoziologischen Arbeit über Weiblichkeitstheorien. Vgl. Lewis, Myrdal, Klein; Kettler/Meja, *Their Own Peculiar Way*; Kettler/Meja, *Karl Mannheim*, S. 293 ff.
- 50 Klein, *The Feminine Character*, S. 17.
- 51 Vgl. Levine, *Sociology's Quest for the Classics*.
- 52 Vgl. die Schwerpunkt-Nummer von „*Current Sociology*“ 42 (1994). Weiterhin lesenswert ist: Shils, *Tradition*; vgl. auch Alexander, *On the Centrality of the Classics*.